

© Bergbau-Archiv Bochum

Die Geschichte der Grubenpferde

Im 19. Jahrhundert begann mit der Industrialisierung ein wahrer Produktionsboom. Diese Entwicklung erzeugte einen ganz neuen Arbeitertypus: den schlechtbezahlten Lohnarbeiter. Parallel dazu wuchs die Bevölkerungszahl stetig. Die Folge war, dass selbst Frauen und Kinder in Industriebetrieben arbeiten mussten. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde ihr Einsatz in Bergwerken jedoch verboten. Aber besonders der Steinkohleabbau, der in seiner Blütezeit stand, benötigte eine hohe Anzahl an billigen, leistungsstarken Arbeitskräften. So ist es kaum verwunderlich, dass das Pferd schnell ins Blickfeld geriet. Hatte es sich doch seit Jahrtausenden als zuverlässiger und starker Partner des Menschen erwiesen, fähig sich auch den härtesten Bedingungen anzupassen.

Ausschlaggebend für den Einsatz von Pferden im Bergbau war die nüchterne Tatsache, dass ein Pferd 8-10 Mal mehr Loren ziehen konnte als ein Arbeiter. Die Produktivität konnte so mit einem Schlag um ein Vielfaches erhöht werden.

Ab ca. 1840 kamen die ersten Pferde im Ruhrbergbau zum Einsatz. Deren Anzahl stieg stetig an und erreichte um 1900 seinen Höhepunkt. Aber schon bald spielten Maschinen eine immer größere Rolle, da sie noch leistungsstärker und noch billiger waren als „lebendiges“ Material. Die Pferdeförderung verzeichnete einen immer stärkeren Rückgang bis schließlich 1966 mit Tobias das letzte Grubenpferd Deutschlands seinen Arbeitsplatz verließ.

Pferde als Leihgabe – Schicksale in Geschäftsbriefen

Obwohl sie den Großteil ihres Lebens im Bergwerk zubrachten, waren die Pferde nicht das Eigentum der Gruben, sondern wurden von Verleihfirmen zur Verfügung gestellt. Diese verpflichteten sich wiederum, so viele Tiere bereitzustellen, wie im Normalbetrieb benötigt wurden. Geschäftsbriefe von

damals belegen noch heute, wie ein Pferdeschicksal auf bloße Zahlen reduziert wurde. Einige dieser Briefe sind im Pferdemuseum Münster zu sehen.

Die Zeche vergütete der Verleihfirma verletzte, lahme und erkrankte Tiere. Nicht vergütet wurden Todesfälle durch Druse, Brustseuche, Kolik, Darm- und Lungenentzündung oder Tierseuchen, bei denen der Staat die Entschädigung zahlte. Lediglich die Rotzbekämpfung war Sache der Zeche.

Die Firmen waren neben der Bereitstellung der Tiere auch für die Lieferung von Futter, Geschirren, Decken und Medikamenten zuständig, die Zeche kam für das Personal zur Betreuung der Pferde auf. Die Verleihfirmen ermahnten die Zechen regelmässig zu einem besonnenen Umgang mit den Tieren und forderten zur Beseitigung von Mängeln auf. Teilweise legten die Firmen auch vertraglich fest, dass die Pferde nur eine Schicht pro Tag eingesetzt werden durften. Eine umfassende Überprüfung war aber nur schwer möglich, da eine sehr große Anzahl von Pferden im Einsatz war.

Die größte Verleihfirma Deutschlands war die Firma Bischoff. Sie wurde im 19. Jahrhundert von Wilhelm Bischoff in Gelsenkirchen gegründet und hatte zu ihrer Blütezeit einen Bestand von bis zu 13.000 Tieren. Weitere bedeutende Firmen waren Van Eupen in Essen und Wiggers in Dortmund.

Arbeit unter Tage

Die Pferde wurden entweder mit dem Förderkorb, oder bei engen Schächten in einer Art Netz transportiert. Für letztere Methode wurde das Tier in Schlingen eingehängt und vorsichtig nach unten gelassen. In der Abteilung „Grubenpferde“ des Pferdemuseums Münster kann man diese Praxis in einem nachempfundenen Schacht bestaunen. Ein weißes Pony, dessen Vorder- und Hinterbeine mit Gurten eng an den Unterleib gebunden sind, um Verletzungen zu vermeiden, vermittelt dem Besucher einen Einblick in den Arbeitsalltag der Pferde.

Nicht alle Pferderassen eigneten sich für den Einsatz unter Tage. Aufgrund der Höhe der Stollen durfte die Widerristhöhe nicht mehr als 165 cm betragen, in Nebenstollen, die viel niedriger waren als die Hauptstollen, wurden hauptsächlich kleine Ponys eingesetzt.

Bevorzugt wurden Münsterländer, Fjordpferde, Belgier, kleine Oldenburger, Dänen, Shetlandponys und Litauer. Gefragt waren ausnahmslos kräftige und gutmütige Tiere mit ruhigem Temperament. Nach einer Anlernzeit von fünf Wochen ging es schließlich hinab in die Grube.

Obwohl man bemüht war, die Pferde gut zu halten, sah es in Wirklichkeit oft ganz anders aus. Die Pferde litten unter Krankheiten, hatten Unfälle und eine weitaus geringere Lebenserwartung als ihre Artgenossen über Tage.

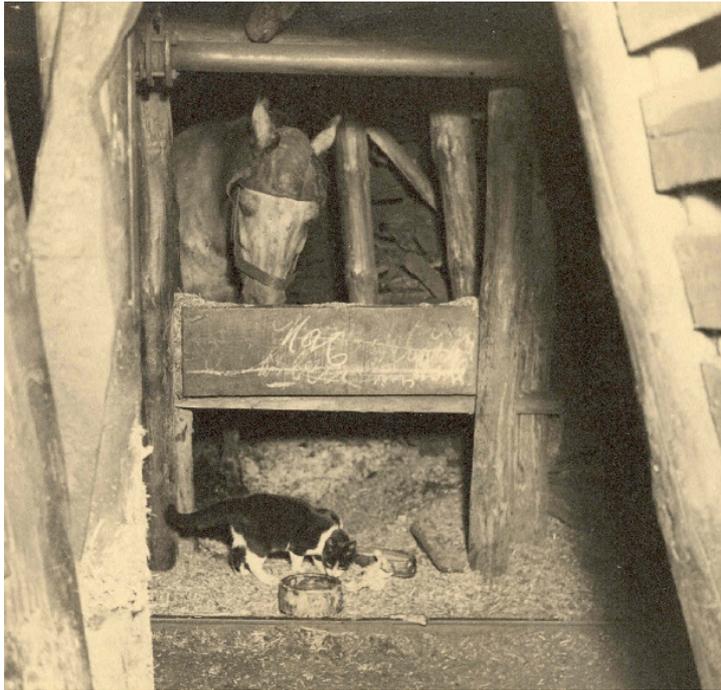
Auf engstem Raum arbeiteten die Bergleute Seite an Seite mit den Pferden, unter den gleichen schlechten Bedingungen. Staubige Luft, die in den Augen brannte und die hohe Luftfeuchtigkeit und Wärme, die das Atmen erschwerte, setzte Mensch und Tier gleichermaßen zu.

Die Arbeit erfolgte ohne Leine und Trense. Das Pferd trug ein Schleppgeschirr und ein Grubenhalfter. Zusätzlich bekam das Pferd einen Ohren- und Augenschutz angelegt, wenn es niedrige Stollen mit freihängenden elektrischen Drähten passieren musste.

Das Reiten war strengstens verboten, da der Pferdeführer aus Sicherheitsgründen stets vor dem Pferd zu gehen hatte. Doch viele Arbeiter, die am Ende ihrer Schicht todmüde waren und sich kaum

noch auf den Beinen halten konnten, riskierten es trotzdem. Wer erwischt wurde, musste mit empfindlichen Strafen, meist in Form von Lohnabzügen, rechnen.

Im Normalfall wurde ein Pferd pro Tag für eine Schicht eingesetzt und für nicht mehr als 27 Schichten pro Monat. In der Realität bestand dieser „Normalfall“ nur auf dem Papier. Doppelschichten waren an der Tagesordnung. Der Druck nach immer höheren Förderquoten führte zwangsläufig dazu, dass die Pferde ständig überfordert und ihre Leistungsgrenzen überschritten wurden. Trotz staatlicher Schutzregeln und der Kontrolle durch Amtstierärzte, führten die Pferde ein schweres Leben.



© Fotothek des Deutschen Bergbau-Museums Bochum

Von der Weide in den Stollen

Die Unterbringung der Tiere erfolgte anfangs oberirdisch. Bauern aus der Umgebung stellten einen Teil ihrer Ställe zur Verfügung. Auf den ersten Blick eine ideale Lösung. Leider verfütterten einige Landwirte das für die Grubenpferde bestimmte Kraftfutter an ihre eigenen Tiere. Das, und die Tatsache, dass es bei zunehmender Streckenlänge bald nicht mehr praktikabel war, die Pferde täglich zu transportieren, führte dazu, Ställe unter Tage einzurichten.

Es gab insgesamt drei Stallarten: Sammel-, Hilfs- und Notställe

Der Sammelstall war die pferdegerechteste Stallart, da sie über Frischluftzufuhr und elektrisches Licht verfügte. Die geräumigen Ställe waren aus Ziegelsteinen gemauert und besaßen eigene Wasserleitungen. Zudem hatte jedes Pferd seine eigene Namens- und Einsatztafel.

Der Hilfsstall war, wie sein Name bereits andeutet, nur eine Behelfsmaßnahme. Häufig untergebracht in blind endenden Strecken, mussten die Pferde hintereinander stehen, was das Ein- und Ausführen erschwerte. Die klimatischen Bedingungen waren vor allen Dingen im Sommer extrem und es bestand dann die Gefahr von Hitzeschlägen.

Notställe wurden vor allen Dingen bei Doppelschichten genutzt und lagen parallel zu den jeweiligen Streckenbahnen.

Da weder die Hilfs- noch die Notställe eine eigene Wasserzufuhr hatten, wurden sie mittels Wasserwagen versorgt. Als Einstreu diente in allen Ställen größtenteils Sägemehl, das bei der Bearbeitung der in den Gruben verwendeten Holzbalken anfiel. Für die Entsorgung der Streu gab es Dungwagen.

Genauso gut organisiert war die Fütterung der Pferde. Die Fütterungszeiten orientierten sich an den Arbeitsschichten. Gefüttert wurde eine Mischung aus Hafer, Futterbrot, Heu und Streu. Grünfutter stand, aus Angst vor Koliken, nicht auf dem Speiseplan. Das angelieferte Futter wurde von Mitarbeitern der Gruben über Tage gemischt. Es gab aber auch Verleihfirmen, die auf Nummer sicher gehen wollten und es vorzogen, selbst spezielle Futtermischungen herzustellen.

Zur Mäusebekämpfung wurden Katzen eingesetzt (in Großbritannien waren es auch kleine Terrier), die den Pferden im Stall Gesellschaft leisteten. Eine willkommene Abwechslung!

Ein gefährlicher Arbeitsplatz und seine Folgen: Krankheiten und Unfälle

Die gefürchtetsten Krankheiten waren Rotz und Druse (Hauptsymptom ist die Schwellung der Lymphknoten im Kopfbereich). Da sie meistens epidemienhaft auftraten - die Druse war sehr leicht, z.B. sogar über das Putzzeug, übertragbar - war der ganze Bestand in Gefahr, mit katastrophalen Folgen für die Zeche, da sämtliche erkrankten und rotzverdächtigen Tiere getötet werden mussten.

Besonders anfällig waren importierte Tiere, da sie in großer Anzahl und nicht selten ohne ausreichende Begutachtung gekauft worden waren. Teilweise herrschte aber auch Unkenntnis über die Symptome, wobei diese dann für eine harmlosere Krankheit gehalten wurden, im schlimmsten Fall aber die Vorzeichen einer Rotzerkrankung waren.

Weitere häufig auftretende Krankheiten waren Dämpfigkeit, Koliken, Räude (für deren Behandlung die Firma Bischoff eigens eine Räudegaskammer einrichtete), Hufschäden, verursacht durch schlechte Bodenverhältnisse, Hautausschläge wie der Grubenausschlag (ein oberflächiger Zerfall der obersten Hautschicht mit Krustenbildung an den Innenseiten der Beine und am Bauch) und Hitzeschläge aufgrund der feuchtwarmen, stickigen Luft.

Trotz der weitverbreiteten Annahme, dass die meisten Grubenpferde während ihres Arbeitslebens erblindeten, war das in Wirklichkeit eher die Ausnahme. Sicherlich war das Dämmerlicht in den Gruben der Sehkraft nicht sehr zuträglich, und die Augen mussten über Tage anfangs gegen Licht geschützt werden, dennoch standen die schlechten Lichtverhältnisse in der Ursachenliste für Augenschäden relativ weit unten. Viel gefährlicher waren durch Unachtsamkeit hervorgerufene mechanische Verletzungen oder durch Luftfeuchtigkeit und Staub verursachte Bindehautentzündungen. Allerdings zeigte sich bei Untersuchungen, dass Pferde weitaus weniger anfällig für staubbedingte Krankheiten waren als ihre menschlichen Kollegen. So lag die Staubablagerung in den Lymphknoten beim Pferd zwischen 2,9 – 11,3 g pro 100g Trockengewebe und beim Menschen betrug sie 10,9 – 12,5 g.

Viele Tiere kamen durch Unfälle zu Schaden. Gefahren lauerten überall, denn gerade das Pferd, von dem unbedingter Gehorsam gefordert wurde, war auf einen umsichtigen und vorausschauenden

Pferdeführer angewiesen, der herabhängende Drähte, die zur Befestigung von Versorgungsleitungen dienten, zur Seite schob, oder das Pferd geschickt an herausstehenden Nägeln oder abgesplitterten Holzbalken vorbeimanövrierte.

Doch leider führte die Überbelastung von Mensch und Tier häufig zu Unfällen. Viele Pferde hatten Schrammen und Fleischwunden am Körper, die unter Tage aufgrund der hohen Luftfeuchtigkeit und Wärme nur schlecht heilten.

Großbritanniens „Pit Ponies“

1842 wurde durch den „Mines Act“ auch in Großbritannien Frauen- und Kinderarbeit unter Tage verboten. Zusätzlich wurde die tägliche Arbeitszeit von Jungen reguliert. Das führte zu einem verstärkten Einsatz von Grubenponys, den sogenannten „Pit Ponies“. In erster Linie wurden Shetland Ponys, Welsh-Mountains, New Forests und Dartmoors verwendet. Im Umkreis einiger südwalisischer Bergwerke etablierten sich in Folge dessen sogar größere Gestüte, die sich auf die Ponyzucht spezialisiert hatten.

Die staatlichen Bergwerke wurden penibel geführt, denn man war überzeugt, dass die Effizienz der Ponys von gutem Futter und guter Pflege abhing. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges änderte sich die Situation dramatisch. Durch die fortschreitende Modernisierung wurden die Tiere mehr und mehr überflüssig. Das gipfelte sogar darin, dass in manchen Gruben nach Produktionsende, sobald die Arbeiter zuhause waren, 20-30 Ponys auf einmal erschossen wurden. Zu Kriegszeiten kümmerte das niemanden, denn Rettungsorganisationen formierten sich erst viel später. Der 1947 gegründete National Coal Board sorgte z.B. in den 60er Jahren dafür, dass etliche Ponys ein neues Zuhause fanden, und in Pontypridd (Wales) gibt es ein Erholungszentrum für Pferde und Ponys, das auch einigen ehemaligen Grubenponys einen schönen Lebensabend ermöglicht.

Doch auch in Großbritannien stand nicht alles zum Besten. Berüchtigt waren die unzähligen privaten Gruben. Fernab vom staatlichen Kontrollblick war es mit der Unterbringung und Haltung nur schlecht bestellt. Es ist auch nicht abzuschätzen, wie viele Tiere dort tatsächlich gearbeitet haben. Fest steht nur, dass sie bis ins Jahr 2000 eingesetzt wurden.

Die letzte Schicht - das Ende der Grubenära

Mit dem Ende der Grubenära setzte schließlich die Idealisierung des Grubenpferdes ein. So entstanden vielerorts Gedenktafeln oder Reliefs, und Anekdoten über die Marotten von Elly, Alex oder Fred werden immer noch wehmütig erzählt. Und sie liefern sogar Stoff für Spielfilme, wie den 1977 gedrehten „Die kleinen Pferdediebe“, in dem ein paar Kinder im England um 1900 für die Rettung von Grubenponys kämpfen.

Es wird deutlich, wie sich die Einstellung der Menschen über die Jahrzehnte geändert hat. Stand früher der reine Profit im Vordergrund und das Wohl des Tieres im Hintergrund, so begreift man heutzutage, wenn auch reichlich spät, was die Pferde damals alles geleistet und ertragen haben.



© Fotothek des Deutschen Bergbau-Museums Bochum

Weitere Informationen:

www.bergbaumuseum.de

www.hippomaxx-muenster.de

www.industriemuseum.de

www.minersmuseum.com/hof_haulage_1.htm

www.zeche-zollern.de

Kristina Rickmers

In "Reiter Prisma" und "Unser Pferd"